

hanserblau

IMOGEN
CRIMP

UNSER ROMAN

WIRKLICHES
LEBEN

Leseprobe

Das Buch

Die Gesangsstudentin Anna konkurriert tagsüber beim Vorsingen gegen ihre Kommilitoninnen aus gutem Hause, nachts singt sie Jazz in einer verrauchten Bar, um die Miete bezahlen zu können. Dort trifft sie den wohlhabenden Max. Einen betörenden Winter lang oszilliert ihr Leben zwischen den schwer erkämpften Momenten auf der Bühne und den Nächten in Max' Apartment, das über die Lichter der Stadt blickt. Doch Annas Karriere fordert einen immer größeren Teil ihres Lebens – ebenso wie Max. Imogen Crimps Romandebüt ist eine fesselnde Liebesgeschichte und ein tiefgehender psychologischer Roman über eine Beziehung mit ungleichen Machtverhältnissen, über Geld, Sex und Abhängigkeit.

Die Autorin

Imogen Crimp, geboren 1989, studierte Englische Sprache und Literatur in Cambridge und zeitgenössische Literatur in London, wo sie sich auf Autorinnen der Moderne spezialisierte. Nach ihrer Zeit an der Universität studierte sie für eine kurze Zeit Operngesang an einem Londoner Konservatorium. Imogen Crimp lebt in London.

Imogen Crimp. *Unser wirkliches Leben*

Aus dem Englischen von Margarita Ruppel

464 Seiten. Gebunden. Farbiges Vorsatzpapier. Auch als E-Book

Erscheint am 14. Februar 2022

hanser-literaturverlage.de

Umschlag: ZERO Werbeagentur, München

Bildnachweis: © PixxWerk®, München unter Verwendung
von Motiven von Shutterstock.com

hanserblau

›Sowas sagt man doch nicht‹, hab ich ihm gesagt.
Und er sagte: ›Aber es ist doch wahr, oder?
Für fünf Pfund bekommt man ein sehr hübsches
Mädchen, wirklich schon ein sehr hübsches; man
bekommt ein sehr hübsches Mädchen sogar umsonst,
wenn man nur weiß, wie man's anstellen muß.‹

JEAN RHYS, »IRRFAHRT IM DUNKEL«

ERSTER TEIL



1

LAURIE KELLNERTE an diesem Abend, statt hinter der Bar zu stehen, also blieben die gratis Drinks für mich aus. Aber ich hatte einen guten Tag und überlegte, mir noch einen zu bestellen, als der Mann neben mir sich umdrehte und mich ansprach.

Ich habe dich eben gesehen, sagte er. Beim Singen. Das warst doch du, oder nicht?

Ich nickte.

Ja.

Ich wartete darauf, dass er noch etwas sagte. Sie wollten immer noch etwas sagen, die Männer, die mich ansprachen. Normalerweise etwas darüber, wie schön mein Gesang, oder ich, sei. Oder wie sexy. Grob geschätzt, entschied sich die eine Hälfte für *schön* und die andere für *sexy*. Oder es ging in ihrem Monolog darum, dass eins der Lieder, die ich an dem Abend gesungen hatte, sie in eine Zeit zurückversetzt habe, in der sie dieses oder jenes getan hätten, an diesem oder jenem Ort gewesen seien, oder darum, wie meine Stimme sie an ihre Ex-Freundin oder getrennt lebende erste Ehefrau oder ihre Mutter erinnere, wobei ich meistens den Faden verlor.

Dieser Mann sagte jedoch nichts mehr. Er nickte ebenfalls und wandte seine Aufmerksamkeit dann wieder seinem

Drink zu, ließ die Flüssigkeit im Glas kreisen, blickte tief hinein. Das ärgerte mich.

Wie hat es dir denn gefallen?, fragte ich.

Ja, doch, sagte er. Es war gut, schätze ich.

Okay.

Ganz ehrlich? Nicht so mein Fall.

Oh.

Er verstummte wieder.

Warum bist du dann hier?, fragte ich.

Ich saß auf einem dieser drehbaren Barhocker, und er legte eine Hand auf dessen Rückseite und schwang mich herum, sodass ich das Fenster im Blick hatte. Ich wollte ihn fragen, was zur Hölle das wohl werden sollte, doch als ich ihn ansah, war sein Gesicht so ausdruckslos, so gleichgültig meiner Reaktion gegenüber, dass es peinlich gewesen wäre, mich aufzuregen. Es machte mir auch nichts aus, nicht wirklich. Aber ich wusste, dass es mir vermutlich etwas hätte ausmachen sollen.

Er deutete aus dem Fenster.

Siehst du das Gebäude da?

Das graue?

Ja. Zähl hoch bis zum fünften Stock. Hast du es? Siehst du das äußerste Fenster auf der linken Seite? Das ist mein Fenster. Dort arbeite ich.

Oh, okay, sagte ich. Bist du dann öfters hier?

Hast du mich das gerade wirklich gefragt?

Du weißt, was ich meine.

Er lächelte ein schmales Lächeln.

Ich bin ziemlich oft hier, ja. Ich glaube, ich habe dich sogar schon mal singen gehört. Vielleicht war es aber auch jemand anders.

Wir hören uns alle gleich an, was?

Er zuckte mit den Schultern.

Wie gesagt, ich verstehe nicht viel davon.

Was machst du denn dort drüben?, fragte ich.

Kennst du dich im Finanzwesen aus?

Gar nicht, nein.

Na also, und ich schmolle deswegen auch nicht, oder? Das ist jedenfalls, was ich mache, und heute war ein langer Tag. Um also deine ursprüngliche Frage zu beantworten, ich bin nicht wirklich wegen der Musik hier, sagte er, als würde er einem Kind erklären, dass er zu müde fürs Fingerfarbenmalen sei. Versteh mich nicht falsch, ich bin mir sicher, es war bezaubernd. Aber ich bin hier, weil ich einen Drink brauchte.

Alles klar.

Aber es tut mir leid, wenn ich dich verletzt habe.

Er lächelte und wandte den Blick ab.

Normalerweise läuft es ungefähr so ab. Jemand versucht, dich aufzureißen, und entweder ist er so dumm, dass du deine Intelligenz verstecken musst und immerzu sagst *ach wirklich!* oder *wie witzig!* und wie eine hohle Nuss lachst, damit du ihn nicht abschreckst, obwohl du dir eigentlich nichts sehnlicher wünschst, als ihm deinen Drink ins Gesicht zu schütten. Oder aber er ist schlau, er ist schlau und möchte sich über dich lustig machen. Er will dir ein Bein stellen und dich auslachen, wenn du ausgestreckt auf dem Boden liegst.

Dieser Mann war weder das eine noch das andere. Nicht so ganz. Ich wurde nicht schlau aus ihm. Zum einen schien er nicht daran interessiert, mir näher zu kommen. Er hatte eine Hand auf seinem Bein, die andere an seinem Drink. Er hatte nicht noch mal versucht, die Lücke zwischen uns zu schließen. Wenn überhaupt, war er weiter weggerückt, und ich lehnte mich auf einmal vor, um zu hören, was er sagte.

Und seine Worte schienen keine bestimmte Absicht zu verfolgen. Es schien ihn nicht zu kümmern, wie ich reagierte. Er warf sie achtlos hin, wie jemand Essensreste in einen Hundnapf schmeißt, nur um sie loszuwerden und ohne darauf zu warten, dass sie aufgegessen werden.

Mir war nicht klar, dass du überschwängliches Lob erwartet hattest, sagte er. Verzeih mir.

Ist schon gut. Wir Künstlerinnen sind einfach sensibel, weißt du?

Ach?

Ja, sagte ich. Wenn meine Zuhörer mir also nicht gleich sagen, dass es ihnen gefallen hat, gehe ich davon aus, dass sie es schrecklich fanden.

Und das ist ein Problem für dich?

Nun, ja, sagte ich. Weil ich dann denke, dass es vermutlich schrecklich war, und dann, na ja, eskalieren die Dinge ziemlich schnell im Kopf einer Künstlerin. Bevor wir wissen, wie uns geschieht, ersticken wir in Selbsthass, sagen uns, dass es jetzt reicht, dass es Zeit ist, aufzugeben, unsere Niederlage zu akzeptieren, wir sind nicht gut und werden es niemals sein, und jeder andere hier weiß das, wir versinken in dem Gefühl, jemand hätte uns kopfüber in eine Grube geschubst, aus der wir herauszukriechen versuchen, während von oben jemand Erde hineinschaufelt. Und das alles nur, weil es jemand gewagt hat, das Gespräch mit einer Bemerkung über das Wetter oder die Zahl der Gäste auf der After-Show-Party zu beginnen, anstatt gleich zum wichtigen Punkt zu kommen – wie fabelhaft wir waren, was ehrlich gesagt alles ist, worüber wir reden wollen.

Ich gab ein kleines Lachen von mir, um zu zeigen, dass ich es ironisch meinte, aber er schien es nicht zu bemerken.

Das klingt sehr anstrengend, sagte er.

Glaub mir, das ist es.

Dann lass mich dir einen Drink ausgeben, und wir beginnen diese ganze Sache noch mal von vorne.

Er deutete auf mein leeres Glas.

Was trinkst du?

Was auch immer du trinkst, sagte ich.

Er wandte sich an den Barkeeper, und ich musterte ihn, während er sprach. Er war älter als ich – Ende dreißig, Anfang vierzig vielleicht – und attraktiv. Beinahe schön, denn irgendwie hatte er etwas Feminines an sich, obwohl seine Schultern breit waren und sein Haarschnitt der eines typischen City-Bankers. Seine Wimpern vielleicht. Er hatte hübsche lange Wimpern, geschwungen und hell wie die einer Frau. Doch seine Art der Schönheit strahlte eine Kälte aus. Schwer zu erahnen, was sich dahinter verbarg.

Der Barkeeper stellte uns zwei Drinks hin.

Was ist das?, fragte ich. Meiner unterschied sich von seinem.

Probier mal, sagte er. Du wirst es mögen.

Und er hatte recht. Das Getränk war cremig und süß. Es wärmte mir die Kehle.

Also, wo waren wir stehen geblieben?

Wir wollten von vorne anfangen.

Stimmt. Genau. Also ...

Er drehte sich auf seinem Hocker, bis er mir zugewandt war.

Also, sagte er. Ich habe dich eben gesehen. Beim Singen. Das warst doch du, oder nicht?

Ich nickte.

Ja.

Ich hoffe, du hältst mich nicht für aufdringlich, sagte er. Ich meine, weil ich dich einfach so anspreche, während du

hier alleine sitzt. Wenn du möchtest, dass ich aufhöre, sag es. Dann höre ich auf.

Ich sagte nichts.

Er fuhr fort.

Ich wollte dir nur sagen, wie sehr es mir gefallen hat. Deine Stimme, meine ich. Wie bezaubernd sie war. Wirklich, ich meine es ernst.

Ich lachte.

Ach, danke, sagte ich. Das ist lieb.

Nein wirklich. Ehrlich. Ich meine es ernst. Lach nicht. Wie heißt du?

Anna.

Anna, wiederholte er. Ich meine es ernst, Anna. Das ist kein Witz. Willst du die Wahrheit hören? Ich habe dich hier tatsächlich schon mal gehört. Und ja, bevor du etwas sagst, ja, ich weiß, was ich gesagt habe. Aber du warst es definitiv, das weiß ich. Und die Wahrheit ist, es hat mir gefallen.

Er lächelte und zuckte mit den Achseln, sein Blick leer und unschuldig.

Es ist nicht unbedingt mein Ding, wie gesagt. Nichts, womit ich mich auskenne. Aber, ich weiß nicht, es hatte etwas an sich, du hattest etwas an dir. Es hat mir gefallen.

Zuerst dachte ich, er mache sich über mich lustig, und versuchte, einen Gesichtsausdruck aufzusetzen, der zeigen sollte, dass ich verstand. Dass ich bei seinem Witz mitspielte. Doch er redete weiter, *ich bin schon ein paarmal hierher zurückgekommen, an Abenden, an denen ich dachte, du wärst hier. Ich wollte dich wiederssehen*, und er sah mich weiter unverwandt an, seine Augen blickten geradewegs in meine, blinzelten nicht hinunter zu meinen Lippen oder meinen Brüsten oder meinen Beinen, und nach einer Weile war ich mir nicht mehr sicher, was er tat. Ich wusste nicht mehr, was

ich mit meinem Gesicht anfangen sollte. Seine Stimme fuhr immer weiter fort, sanft und beruhigend, und ich dachte an nichts anderes mehr als daran, wie sie sich anhörte, alles andere entglitt mir allmählich, all die Gefühle, all die Gedanken strömten aus meinem Körper wie eine Welle, die ins Meer gesogen wurde.

Er sprach nun von der Intensität. Irgendwas über Intensität und Atmosphäre, *wie ein Magnet*, er sagte jedenfalls etwas über Magneten und auch über meine Augen, er sprach von meinen Augen.

Aber da ist etwas, sagte er, ich kann es nicht erklären, aber da ist etwas, das du brauchst, um zu tun, was du tust, und ich weiß nicht viel darüber, aber ich weiß, dass du es hast.

Doch dann erkannte ich, dass seine Mundwinkel ein wenig nach oben zeigten und in seinen Augen ein kalter, harter Schimmer lag, wie bei einem Schuljungen, dessen Streich kurz vor der Enthüllung stand, und er endete mit: *Deine Stimme, sie hat ... sie hat einfach zu mir gesprochen*, und dann grinste er, und ich wusste mit Sicherheit, dass er sich über mich lustig machte, und wollte mich unter dem Tisch verkriechen.

Ich griff nach meinem Drink und wandte meinen Blick ab von ihm.

Was?, sagte er. Was? Ich hab's versucht. War das nicht besser?

Viel besser, sagte ich. Danke.

Hey, ich wollte dich nicht verärgern. Reg dich nicht auf.

Ich rege mich nicht auf. Gut gemacht, das kannst du wirklich gut.

Danke.

Ich habe dir fast geglaubt, sagte ich.

Wer sagt, dass es nicht die Wahrheit war?

Doch seine Augen lachten immer noch.

Dann erklärte er mir, worum es in seinem Job ging, und während er sprach, zupfte ich an einem Stück Haut an meinem Daumen herum. Ich kam mir dumm vor. Er hielt mich für eitel, affektiert, und er hatte recht, das war mir klar, deshalb hatte ich das Gefühl, er hätte mir eine Streichholzflamme unter den Fingernagel gehalten. Ich hatte es noch nie gemocht, aufgezo-gen zu werden, hatte nie gewusst, wie ich darauf reagieren sollte. Ich war eins dieser empfindlichen Kinder gewesen, die unter Tränen zum Lehrer rannten, wenn jemand etwas Gemeines zu ihnen sagte, aufrichtig überzeugt von der moralischen Richtigkeit des Universums, in dem Glauben, dass Menschen, die etwas Falsches getan haben, dafür zur Verantwortung gezogen werden.

Die Art, wie er mit mir sprach, fühlte sich widersinnigerweise gut an, obwohl es wehtat, wie einen Mückenstich zu kratzen, bis er blutet. Da war etwas an der Art, wie er mich ärgerte und herabsetzte, mir Dinge erklärte und sagte, *hast du das jetzt verstanden?*, und ja, da war ich, spielte mit, schmollend und posierend wie ein kleines Mädchen, mich selbst dafür hassend, und dachte, *du sollst mich mögen, du sollst mich mögen, du sollst mich mögen*.

Also, sagte er, als er fertig war. Du bist nicht sehr entgegenkommend, oder?

Bin ich nicht?

Ich machte diese Sache, über die sich meine Gesangslehrerin immer aufregte, ließ meine Stimme am Ende jedes Satzes hochgehen und in ein nervöses Kichern übergehen. *Mit der Atmung*, sagte sie dann. *Steh dazu. Entschuldige dich nicht.*

Nein. Du hast mir fast gar nichts erzählt. Alles, was ich über dich weiß, ist, dass du schnell beleidigt bist. Na los. Erzähl mir etwas über dich.

Das würde ich gerne, aber da gibt es nicht viel zu erzählen.
Wieder dieses defensive Lachen.

Probier es.

Ich überlegte.

Ich stellte mir vor, wie ich die Fäden meines kleinen Lebens vor ihm auspackte, ausbreitete und ordnete, mich fragte, *was würde er schön finden? Was würde er haben wollen?*

Nein, nichts davon, er würde nichts davon wollen, das konnte ich jetzt schon sagen. Er würde es schäbig und billig und überhaupt nicht nach seinem Geschmack finden. Die Art von Leben, die nur aus vier Wänden ohne Bilder besteht, Bilder sind nicht erlaubt, denn sie würden den Anstrich oder die hässlichen blassen Möbel beschädigen – diese Möbel, die nur für provisorische Zimmer gekauft werden, von Menschen, die nicht vorhaben, dort jemals zu wohnen. Das würde ich ihm nicht zeigen. Lauries lange Haare zusammengeknäult in meiner Haarbürste zu finden, meine fehlenden Klamotten in ihrer Kommode, nur so lange in der Badewanne bleiben zu können, bis ich unsere Vermieter, die Ps, unten auf der Treppe flüstern hörte – und selbst wenn ich meinen Kopf untertauchte, selbst wenn ich den Wasserhahn aufdrehte, konnte ich sie noch immer hören, als wären sie gleich neben mir, als wären sie mit mir in die Wanne gestiegen und flüsterten mir ins Ohr. Ich stellte mir vor, wie er den Stoff all dessen zwischen Zeigefinger und Daumen rieb, sich dachte, *nein, zu dünn, billig*, und ihn wieder fallen ließ.

Und die Nächte mit Laurie. Die würde ich ihm nicht zeigen. Sie und ich, von einem hinterletzten Loch Londons zum nächsten, billige Bars, fremde Wohnzimmer, mit denselben blassen Möbeln wie bei uns – aus demselben Katalog –, an all diese Orte würde er niemals gehen. Nichts davon. Nicht dieses üble Gefühl in meinem Bauch, wenn ich im Bett lag und

hörte, wie die Ps sich im Dunkeln auf der Treppe bewegten. Ich hörte, wie ihre Finger suchend über die Tapete tasteten, während sie sich ihren Weg bahnten – tip tip tip, wie Käfer im Holz –, nachts wollte ich nicht auf Toilette gehen, falls sie da wären und sie sagen würde, *wieder mal wach, wie?* Als ich einmal eine Blasenentzündung hatte, pinkelte ich lieber in meine schmutzige Kaffeetasse, als Mrs P erneut sagen zu hören *wieder mal wach, wie?* zum fünfzehnten Mal, während sie am Fuß der Treppe auf der Lauer lag wie eine riesige Schlange, *kannst nicht schlafen, hm?* Nein. Nichts davon. Das konnte ich ihm nicht zeigen.

Vor allem aber nicht die Hässlichkeit dieses Lebens. Damit konnte ich ihn nicht beeindrucken. Das konnte ich ihm nicht stolz präsentieren und ihn fragen, was er davon hielt. Die Flecken auf der Unterwäsche, die nicht mehr rausgehen, das alte Make-up, das sich, klumpig und ausgetrocknet, nicht glatt an meine Haut schmiegt, die Absätze, die ein Klick-Klack-Geräusch machen, weil sie eine Reparatur benötigen und ich auf Metall laufe. Und die Langeweile daran. Die Langeweile daran, jeden Monat das Geld zu zählen, *reicht es, reicht es nicht?* Fröhlich morgens im Übungsraum stehen, immer und immer wieder dieselbe Note singen – *es ist noch nicht ganz richtig, noch nicht, es ist noch nicht perfekt, es muss perfekt sein* – und den Raum erst nachts wieder verlassen, die grauen Straßen ein Nichts, weil mein Kopf voll von Musik ist, mein Körper pulsiert, summt zu seinem ganz eigenen Rhythmus und alles um mich in den leuchtendsten Farben. Das würde er nicht verstehen. Nicht, dass ich mir selbst immer wieder sagte, *es wird sich auszahlen, dieser Teil meines Lebens, er wird sich auszahlen, eines Tages werde ich über all dies lachen*. Das würde ich ihm nicht zeigen – weder, wie ich mir das immer wieder in diesem kahlen weißen Zimmer

einredete – kalt, dort war es immer kalt –, noch die traurigen Sirenen, die vor dem Fenster aufstöhnten, das Heulen des Verkehrs, launenhaft wie ein Kind, das seinen Willen nicht bekommt – nein –

Er sah mich erwartungsvoll an, also erzählte ich ihm das Einzige, was in meinen Ohren vielversprechend klang.

Ich bin eigentlich keine Jazzsängerin, sagte ich. Ich bin Opernsängerin.

Es war schon spät. Die Bar leerte sich. Lauries Schicht war zu Ende, also kam sie rüber und bot ihm das volle Programm, laut und frech, spielte mit ihren Haaren und neckte ihn. Ich dachte, er würde sich ihr zuwenden, und fühlte so was wie Erleichterung, aber er schien kein Interesse zu haben. Er lauschte ihr mit einem höflichen Zuhör-Gesicht – so eins, das ein wenig angestrengt aussieht, als würde sie ihm versehentlich ins Gesicht spucken.

Dann sagte er, er müsse gehen, und wir alle verließen die Bar zusammen. Draußen auf der Straße steckte er mir eine Karte zu und sagte, *ruf mich an, dann gehen wir essen*, und ich sagte, *alles klar*, und er sagte, *gut*, und dann ging er fort. Nicht in Richtung der U-Bahn, sondern in die entgegengesetzte.

Laurie hakte sich bei mir ein, und wir gingen zur Haltestelle. Wir waren in dem Teil von London mit all den Büros, wo niemand wirklich wohnt, und obwohl die Gebäude hell erleuchtet waren, war auf den Straßen niemand zu sehen.

Was für ein Idiot, sagte Laurie. Hat er dir gefallen?

Ich weiß nicht. Nicht wirklich.

Doch ich wurde sein Bild nicht los, als hätte es sich auf der Innenseite meiner Augenlider eingebrannt, und während Laurie sprach, hörte ich die ganze Zeit seine Stimme in meinem Kopf.

In der U-Bahn grölte eine Gruppe betrunkenener Männer. Eine Frau betrachtete ihr Gesicht im Display ihres Handys, zupfte an der Haut unter ihren Augen herum und versuchte, sie glatt zu ziehen.

Ich holte mein Buch heraus, um seine Karte hineinzustecken. Prévosts *Manon*. Ich lernte die Rolle am Konservatorium und wollte sehen, wo die Geschichte herkam. Laurie sah sich das Cover an.

Sie ist eine Hure, oder?, sagte sie. Manon? Ich glaube, das habe ich mal gelesen.

Keine Ahnung. Ich habe es noch nicht angefangen.

Ja, ist sie. Sie dir nur das Bild an. Und Männer schreiben keine Bücher mit einem Frauennamen als Titel, wenn es nicht um irgendeine Art von Hure geht, oder? Fällt dir eins ein?

Madame Bovary, sagte ich. Die ist keine Prostituierte.

Na ja, vielleicht keine professionelle, aber sie ist definitiv so was wie eine Hure.

Anna Karenina.

Dito.

Alice im Wunderland.

Das ist für Kinder, sagte sie. Das zählt nicht.

Mir fielen keine mehr ein.

Laurie seufzte.

Luke hat mir vorhin geschrieben, sagte sie. Er will sich treffen.

Aber du machst es nicht?

Nein.

Sie fing an, von Luke zu erzählen. Wie er versucht hatte, ihre Kreativität zu ersticken. Sie zu einem festen Job zu überreden. Sie zu zerstören, mit anderen Worten. Ihr sei klar geworden, dass er versucht habe, sie zu zerstören. All

das hatte ich schon von ihr gehört. Laurie war Schriftstellerin und führte Teile ihres Lebens gerne immer und immer wieder aus. Ich konnte ihr nie etwas erzählen, das sie überrascht hätte, denn ihr war stets etwas Ähnliches passiert, und sie berichtete mir stattdessen davon.

Er hat nie das Richtige über mein Schreiben gesagt, erzählte sie. Oder sogar komplett das Falsche. Von oben herab. Dinge wie – *sehr schön, Baby, aber, na ja, ich bin mir nicht ganz sicher, ob* –. Also sagte ich irgendwann, dass ich nichts schrieb, obwohl das nicht stimmte, weil ich Angst hatte, er würde es lesen wollen. Wie er die Worte auf jeder Seite mit dem Finger verfolgt hat. Stirnrunzeln, dann gespielte Begeisterung, als würde er meine minderwertige Bastelarbeit beurteilen. Es ging so weit, dass ich jeden Satz, den ich schrieb, wieder durchstrich, weil ich mir vorstellte, wie er ihn las und was er denken und was er sagen würde. Und der Sex war immer vorbei, sobald er gekommen war, weißt du, auch wenn ich noch nicht so weit war. Er war einer von diesen Männern. Einen Scheiß werd ich tun und ihn jetzt treffen.

Sie klang hart und wütend, aber sie sah traurig aus, drehte mit den Fingern eine Haarsträhne ein. Sie war achtundzwanzig und sehr hübsch, wie ich fand – blond, groß und schlank –, aber sie machte sich Sorgen ums Älterwerden. Sie zog mich neben sich vor den Spiegel, um zu vergleichen, an welchen Stellen mein Gesicht glatt und ihr faltig war.

Triffst du dich mit diesem Mann?, fragte sie.

Vielleicht. Soll ich?

Ich würde mit ihm essen gehen. Warum nicht? Er wird dich schön ausführen. Männer wie er machen das so. Er hat Geld, sagte sie und betonte das Wort verächtlich, als wäre es eine Geschlechtskrankheit. So viel ist klar.

Laurie hatte ein besitzergreifendes Interesse am Geld anderer Leute. Sie konnte es stets bei jemandem erschnüffeln und es ihm aus den Rippen leiern, wie ein Trüffelschwein.

Das, sagte sie, war ein sehr teurer Anzug. Und die Uhr. Hast du die Uhr gesehen?

Ich schüttelte den Kopf. Hatte ich nicht.

Hast du nicht gesagt, er ist ein Idiot?, fragte ich.

Na und? Du musst ihn ja nicht heiraten. Wahrscheinlich ist er schon verheiratet. Meiner Erfahrung nach sind das die meisten.

Was, Männer?

Diese Art von Mann.

Welche Art von Mann?

Die Art, die Mädchen in einer Bar auflauert.

Würdest du das auflauern nennen? Ich würde das nicht auflauern nennen.

Nein, sagte sie. Natürlich würdest du das nicht.

So war er nicht, sagte ich. Die meisten Männer, mit denen ich dort rede, geben mir einen Drink aus und tun so, als wäre das ihre Eintrittskarte. Gültig und bereit zum Abstempeln. Sie wollen nicht mal ansatzweise etwas über mich wissen. Er war anders. Er – es war, als würde er mir seinen Finger auflegen und zudrücken, bis es wehtat. Weißt du, was ich meine?

Ja. Du willst ihn vögeln, weil er heiß und irgendwie fies ist und du eine Masochistin bist. Ist schon okay, Anna. Dafür musst du dich nicht schämen. Es gibt Schlimmeres, was du sein könntest. Und du musst wirklich bald jemanden vögeln. Ich habe mal keine Ohrringe getragen, solange wie du keinen Sex mehr hattest, und meine Löcher sind zugewachsen.

Danke für dieses anschauliche Bild, sagte ich.

Gerne. Morgen ist unsere Miete fällig, oder?, fragte sie.

Erster Freitag im Monat. Ja.

Du musst mir wahrscheinlich was leihen. Nicht viel. Fünfzig oder so. Bei mir wird es knapp.

Klar.

Ich hatte genug. Diesen Monat hatte ich ein paar zusätzliche Auftritte gemacht und gerade mein Honorar bekommen. Da war ein dicker Umschlag in meiner Tasche.

Ich kann es dir sofort geben, sagte ich.

Ich holte das Geld raus und gab ihr die Scheine. Es machte mir nie etwas aus, ihr Geld zu leihen. Sie zahlte es mir nie zurück, dafür war sie übertrieben großzügig, wenn sie Geld hatte, dann bestand sie auf Luxus und zahlte für alles – Drinks, Abendessen und Taxis. Deshalb rann ihr das Geld durch die Finger wie Wasser, deshalb brauchte sie immer welches, und deshalb hasste sie Menschen, die welches hatten.

Sie musste Angst gehabt haben, mich darum zu bitten, denn danach war sie glücklich. Wir stiegen aus und lachten viel über nichts, den ganzen Weg entlang der Mitcham Road, wo die Leute sich in Grüppchen scharten, egal wie kalt es war – sie versammelten sich vor dem prachtvollen alten Kino, das jetzt ein Bingo-Saal war, schrien und küssten sich auf der Straße, spielten Handymusik, standen Schlange vor dem Nagelstudio, das zu später Stunde Toast verkaufte. Weiter oben wurde es jedoch ruhig, und Schaufensterpuppen starrten uns aus den unbeleuchteten Schaufenstern an. Üppig geschminkte Köpfe in Perückenläden. Stoffhandlungen mit Kindermannequins in Festkleidung aus Satin. Laurie brachte mich dazu, Parts aus den Jazzsongs zu singen, die sie mochte, und fiel ein, wenn sie den Text kannte, *suddenly I saw you there, and through foggy London town, the sun was shining everywhere*, und die Passanten starteten uns an.

Erst als wir in unsere Straße einbogen, verschlechterte sich ihre Laune. Sie sagte nichts mehr, seufzte ein paarmal, und ich spürte dieses wütende, Übelkeit erregende, hoffnungslose Gefühl in meinem Bauch und wusste, dass es ihr ebenso ging. Sie schob den Schlüssel in die Tür und sagte, *dieses verdammte elende Haus, dieses verdammte elende Leben, warum machen wir das, Anna? Ich sollte mir einen richtigen Job suchen. Das sollte ich. Das werde ich. Ich halte das nicht mehr aus*, und dann drehte sie den Schlüssel um.

2

AM MONTAGMORGEN hatte ich eine Gesangsstunde bei Angela. Ich nahm die U-Bahn nach Moorgate – die Pendler, die sich in die Northern Line quetschten, waren mit jedem Halt in Richtung City businessmäßiger und teurer gekleidet – und stieg dann für eine Haltestelle bis Farringdon um. Als ich die Clerkenwell Road entlangging, war der Himmel noch trüb, wie von einer Energiesparlampe erleuchtet, und das Konservatorium war leer und still. Musiker waren in der Regel nicht gerne so früh auf den Beinen, doch Angela liebte das. *Wenn du die Stimme früh morgens zum Laufen bekommst, pflegte sie zu sagen, dann kannst du sie jederzeit zum Laufen bekommen.*

Sie war schon im Übungsraum. Es war neun Uhr, und sie sah wie immer bereit für die Bühne aus – Seidenbluse, Lippenstift, High Heels.

Schönes Wochenende gehabt?, fragte sie.

Nicht schlecht. Ich habe bei einer dieser Charity-Dinner-Sachen gesungen, die Marieke immer rumschickt. Frankie auch.

Tapfer von dir. Da muss man allerlei Unsinn singen, oder?

Es war eigentlich ganz okay. Gilbert und Sullivan. Ein bisschen Jazz. Und ein paar große Opernhits, die jeder

kennt. Frankie hat sich an ›Nessum Dorma‹ herangewagt. Es hat Spaß gemacht. Oder na ja, es gab immerhin etwas zu essen.

Angela gab ihr Missfallen mit einem theatralischen *Tss* kund.

Jesus, sagte sie. Ein absolut unpassendes Repertoire für ihn. Wer ist noch gleich sein Lehrer? John? Wusste John, dass er das singen würde?

Glaube nicht. Aber Frankie hat es hinbekommen. Du weißt doch, wie er ist, ihn bringt nichts so leicht aus der Fassung. Jedenfalls war die Bezahlung gut.

Eure Stimmen für eine schnelle Mark zu prostituieren, sagte sie. Schrecklich verantwortungslos von euch. Dann lass uns mal schauen, wo wir stehen, nach all dem Gekreische.

Sie spielte einen Akkord und sang eine Übung vor, die ich nachmachen sollte. Ein simpler Dreiklang, offener *Ah*-Vokal, nichts Besonderes – und doch, meine Güte, Angela Lehmann im selben Raum wie ich, sie gleich neben mir singen zu hören, diese Stimme so nah – dieselbe, der ich jahrelang allein in meinem Zimmer zugehört hatte. Ihre Stimme war die erste, in die ich mich verliebte. Als Jugendliche hatte ich ihre Aufnahmen entdeckt, überwältigt von der Schönheit und all dem, was eine menschliche Stimme sein konnte – ihre samtige Stärke, so süß und dunkel und üppig, dass es wehtat. Als Studentin hatte ich einmal Geld gespart, um nach London zu fahren und sie in *Tosca* zu sehen. Nach der Show wartete ich vor dem Bühneneingang und hoffte auf eine Chance, mit ihr zu sprechen – doch es fing an zu regnen, und sie kam nicht.

Ich wollte immer am Konservatorium studieren, weil ich wusste, dass sie dort lehrte, aber es war eine vage Wunsch-

vorstellung – so wie ein Kind sagt, dass es ins Weltall fliegen möchte, wenn es groß ist. Für das Grundstudium bewarb ich mich noch nicht, war zu eingeschüchtert von den endlosen Anforderungen fürs Vorsingen und den fachlichen Ausführungen auf der Webseite – sie wollten Sänger, die *künstlerisch aufrichtig* seien, stand dort. *Vielseitig. Musikalisch exzellent. Stimmlich vorbereitet auf die Ansprüche eines professionellen Trainings.*

Ich landete an einer kleinen Hochschule für darstellende Künste außerhalb Londons und blieb dort für das Aufbaustudium, als mir ein Stipendium angeboten wurde. In meinem Abschlussjahr bewarb ich mich für die Opernschule am Konservatorium ohne jegliche Hoffnung, auch nur zum Vorsingen eingeladen zu werden, doch das wurde ich – und in der E-Mail stand, dass Angela in der Jury sitzen würde. Im Laufe einer Woche würden sie sich Hunderte von Sängern anhören, von denen die meisten bereits am Konservatorium oder einem anderen großen College in Großbritannien und der ganzen Welt studierten. Aus ihnen würden sie bloß zwölf für ihr zweijähriges Opernstudium auswählen – der letzte und prestigeträchtigste Schritt in der Ausbildung einer jungen Sängerin. Meine Chancen, angenommen zu werden, standen, das war mir klar, praktisch bei null.

Als ich jedoch in London aus dem Zug stieg, fühlte ich mich seltsam selbstsicher. Ich atmete ein, und die Stadt strömte in mich hinein. Sie füllte meine Lungen und sättigte mein Blut, erneuerte mich, und da lag meine Zukunft ausgestreckt vor mir, leuchtend und ungebrochen. Sie gehörte mir schon, ich musste nur eintreten, und das tat ich, hinaus auf die Bühne zum Vorsingen, meiner selbst absolut sicher. Diese Sicherheit hatte ich immer nur beim Singen verspürt – als gehörte der Raum mir und als könnte ich darin

einfach alles tun –, und nachdem ich gesungen hatte, lächelte Angela und sagte *Brava*. Später war sie es, die mich anrief, um mir zu sagen, ich hätte einen Platz.

Und ich habe mich gefragt, sagte sie, ob du bei mir lernen möchtest? Ich würde dich gerne unterrichten, wenn du einverstanden bist.

Also würde ich nach London ziehen, in die Stadt der Superlative – die besten Sänger, die besten Regisseure, die besten Möglichkeiten. Ich schwebte durch die letzten Monate meines Masters, nahm kaum etwas davon wahr – die Jahresabschlussoper im Gemeindezentrum, ohne Budget, in unserer eigenen Kleidung kostümiert und mit Requisiten von zu Hause improvisierend – mein letztes Konzert in einem überbelichteten, halb vollen Kirchensaal.

In meiner ersten Stunde rückte mir Angela den Kopf zu recht.

Nun, ich bin mir sicher, dass du da, wo du herkommst, der Star warst, sagte sie. Und hier wirst du nicht der Star sein, zumindest nicht für eine Weile, und das wird hart für dich sein, ich weiß. Aber du bist selbst für deine Zukunft verantwortlich, Anna. Die Stimme ist da, und sie hat etwas Besonderes an sich, sonst wärst du nicht hier. Doch niemand wird Rücksicht darauf nehmen, dass du hinterherhinkst. Die anderen sind harte Arbeit gewohnt, sagte sie und lächelte dann. Aber ich habe nun mal eine Schwäche für Überraschungstalente. Wir zeigen es ihnen, nicht wahr?

Seit ich letzten Monat angefangen hatte, war ich fast immer die Erste im Konservatorium, kam etwa eine Stunde, bevor die Kurse anfangen. Um diese Zeit über die Korridore zu gehen – vorbei an den Schwarzen Brettern, auf denen Instrumente zum Verkauf, Sprachunterricht, Wohnungen zur Miete angeboten wurden –, die Eingänge der meisten

Übungsräume noch dunkel. Hier und da Licht im Türspalt, ein Fetzen einer Violinsonate, eine Sängerin, die die Tonleiter erklimmt, ansonsten Stille. Das war meine Lieblingszeit zum Üben. Eine Stunde allein mit meiner Stimme, bevor der Tag anfang und ich nicht mehr richtig Luft holen konnte. Vor dem Spiegel stehen, Schultern straffen und den Kiefer massieren. Diese Welt verlassen und in eine neue eintauchen, eine, die ich lieber mag. Sie aus der Stille hervorholen, beginnend bei der Atmung, dann sanft in echten Klang übergehend, bis meine Stimme wieder da ist, genau so, wie ich sie zurückgelassen habe. Repertoire. Ein Stück vom Boden her aufbauen. Zu den Noten *La* singen, dann mit dem Text arbeiten – ihn übersetzen, phonetische Anmerkungen notieren, die Vokale üben, die Tonfolge hinbekommen, dann die Konsonanten hinzufügen, ohne dass sie die Melodie brechen. Sie sind das Fundament. Dann noch die Wände, die Farbe und die Einrichtung hinzufügen. Das Stück zu einem Ort machen, den ich bewohnen kann, einem Raum, in dem ich mich bewegen kann. Üben, bis ich es gar nicht mehr falsch machen kann. Es in meinem Körper verinnerlichen, mir vorstellen, wie sich die Noten in meinen Zellen reproduzieren, sodass ich die Musik lebe und nicht bloß singe. In meinem Inneren nach Bildern suchen, nach Erinnerungen, die mich den Text fühlen lassen, und dann mein Innerstes nach außen kehren, damit sie mein Lied färben – denn Singen ist kein Bauchreden. Eine Figur zu sein, bedeutet nicht, ihre Stimme durch deinen Körper erklingen zu lassen, ihre toten Worte auf dem Papier, sondern selbst in ihre Haut zu kriechen, sie mit deiner Stimme zum Leben zu erwecken, ihren Worten neues Leben einzuhauchen.

An diesem Tag hatte ich Manon mit in die Stunde gebracht. Ich war die Zweitbesetzung für eine aus dem Ab-

schlussjahrgang im szenischen Opernkonzert, das für Dezember geplant war.

Sie passt zu dir, sagte Angela, als die Stunde vorbei war. Manche Rollen passen perfekt zu deiner Stimme, und diese hier ist eine von deinen, also genieß es.

Ich wusste, was sie meinte. Die Musik fühlte sich für mich wie ein alter Pulli an, der bequem saß, an den richtigen Stellen ausgeleiert war.

Sie ist eine großartige Figur, sagte ich. Ich habe sie schon immer geliebt.

Ich auch. Kein Mann weiß etwas mit ihr anzufangen, nicht wahr? Verführerin oder Naivchen? Leidenschaftliche Liebhaberin oder geldgierige Hure? Aber du musst sie verstehen. Lerne nicht nur die Noten. Sieh zu, dass du die Frau auch wirklich kennst.

Während ich meine Noten wegpackte, erzählte mir Angela von der Zeit, als sie die Rolle gesungen hatte. Ein sehr berühmter Tenor hatte ihren Chevalier gespielt.

Viele Jahre ist das jetzt her, sagte sie. Ich würde die Grenzen der Glaubwürdigkeit strapazieren, wenn ich heute eine Jugendliche spielen würde, selbst nach Opernstandards. Dieser Mann war jedenfalls vollkommen von sich überzeugt, dachte, er könnte auf der Bühne nichts falsch machen, und er küsste mich immer mit Zunge, obwohl ich ihn ständig bat, es zu lassen. Er meinte, nur so könnte er in die Rolle finden. Eines Abends also, als er mir die Zunge in den Hals steckte, biss ich zu. Brachte ihn sogar zum Bluten, was mir leidtat, ich wollte nicht so fest zubeißen. Auch noch genau vor seiner Arie.

Was hat er getan? War er wütend?

Nun ja, er hat es nie wieder getan, sagen wir es mal so. Ich will dich nicht dazu ermutigen, deine Kollegen anzugrei-

fen, aber manchmal bleibt einem eben nichts anderes übrig. Hast du heute Abend etwas Schönes vor?

Schon irgendwie, antwortete ich. Ich gehe mit einem Mann essen, den ich letzte Woche kennengelernt habe. In der Hotelbar, in der ich singe.

Ich hatte lange gebraucht, um die Nachricht an ihn auszutüfteln. Ich kam mir komisch dabei vor, mich auf einen Ton festzulegen, wohlwissend, dass ich etwas aus mir machte, das er immer wieder lesen konnte, doch als ich sie abgeschickt hatte, antwortete er sofort und schlug Montag vor. Es würde allerdings später werden, weil er nicht so früh wegkomme. Er nannte eine Uhrzeit, ein Restaurant. Kurz und knapp, als würde er einen Geschäftstermin vereinbaren.

Oh gut so, Mädchen, sagte Angela. Geh und fang eine Liebesaffäre an. Hol dir Lebenserfahrung. Etwas, worüber du singen kannst.

Angela war eine der wenigen Personen, die ich kannte, die Ausdrücke wie *Liebesaffäre* ohne Ironie benutzten.

Na gut, ich gebe mein Bestes, sagte ich.

Den restlichen Morgen über war Schauspielunterricht bei Stefan, der immer einen langen schwarzen Mantel trug und jeden, ohne zu lächeln, *Freundchen* nannte. Wir spazierten abwechselnd mit einer Aufgabe in imaginäre Räume, während er hinten an der Wand lehnte und zusah.

Wo ist sie?, fragte er. Wie fühlt sie sich? Wie alt ist sie? Wird das deutlich aus dem, was sie macht?

In der Mittagspause fiel mir auf, dass ich mein Sandwich bei den Ps liegen gelassen hatte, also saß ich da und trank heißes Wasser. Beth – die das Glück hatte, die einzige Mezzo in meinem Jahrgang zu sein, und somit alle Rollen bekam – fragte, warum ich nichts aß. Ich sagte, ich würde heilfasten.

Ooh, wie interessant, erwiderte sie. Ich habe das noch nie gemacht. Ist das gut für die Stimme? Vielleicht sollte ich das auch mal probieren.

Zu Beginn des Semesters hatte ich einige der Sänger über eine Absolventin herziehen gehört, die darüber gejammt hatte, dass sie pleite sei – *die denkt wohl, sie ist etwas Besonderes* –, und ich wollte nicht denselben Fehler machen. Eine Gesundheitsfanatikerin zu sein, war jedoch in Ordnung. Sogar gerne gesehen.

Am Nachmittag übte ich ein wenig allein, und dann folgte allgemeine Repetition mit Marieke, der Operndirektorin. Der Kurs fand im Konzertsaal statt, ohne Fenster, ohne Beleuchtung, außer auf der Bühne. Im Saal fanden Hunderte Platz, doch der Kurs bestand nur aus meinem Jahrgang, uns zwölf, dicht gedrängt in den ersten Reihen machten wir uns Notizen, nickten zu allem, was Marieke sagte, und versuchten, ihr zu gefallen.

Ich war froh, dass ich nicht mit Singen dran war. Ich war vom Kurs abgelenkt, fragte mich, warum ich zugestimmt hatte, ihn zu treffen – einen Mann, der vermutlich mindestens ein Jahrzehnt älter war als ich, einen Mann, den ich mit ziemlicher Sicherheit nicht ausstehen konnte. *Vielleicht wird es ätzend*, hatte ich zu Laurie gesagt, als ich überlegte abzusagen. *Ja schon*, meinte sie. *Aber die Gefahr besteht immer*.

Marieke war auch noch in einer besonders pedantischen Stimmung, und so durfte niemand mehr als ein oder zwei Takte singen, ohne von ihr gestoppt zu werden. Mit einer glorreichen Karriere im Rücken war Marieke erst kürzlich Operndirektorin geworden, und zwar eine furchterregende. In einem Moment konnte sie noch charmant schrullig sein – tanzte herum, fuchtelte mit den Armen oder ließ dich einen

Baum imitieren –, im nächsten machte sie dich vernichtend nieder.

Jetzt wurde Natalie auseinandergenommen. Sie sang zwanzig Sekunden, und Marieke stoppte sie.

Der Text ist verstreut, verkündete sie. Doppelkonsonanten überall. Ganz verstreut. Diphthonge. Diphthonge. Warum machst du diese Diphthonge?

Sie hielt die Hand vor den Mund, als hätte sie körperliche Schmerzen.

Warum?, wiederholte sie.

Natalie schien etwas sagen zu wollen, was ein Fehler gewesen wäre. Mariekes Fragen waren beinahe immer rhetorisch gemeint, und sie mochte es nicht, wenn man ihre Monologe mit einer Antwort unterbrach. Zum Glück begann sie, bevor Natalie zu Wort kam, den Text selbst aufzusagen.

E pur così in un giorno perdo fasti e grandezze?, deklamierte sie in einem Akzent, der italienischer klang, als ihn die Italiener auch nur im Traum hätten hervorbringen können. *So habe ich an einem Tag meinen Ruhm und meine Größe verloren?*

Da wollen wir hin, sagte sie. Genau so. Mach es genau so.

E pur così—

Nein, nein, nein, unterbrach sie verzweifelt. Nicht so. So. *E pur così, E pur così*. Spreche ich etwa eine Fremdsprache?

Einer ihrer Lieblingswitze. Wir alle kicherten pflichtbewusst.

Sie ließ es Natalie noch einmal mit dem Singen versuchen, unterbrach sie aber bei jeder Note, sodass aus dem Versuch ein wirres Durcheinander wurde. Natalies Gesicht spiegelte die jämmerliche Verzweiflung Kleopatras allerdings immer glaubhafter. Womöglich war das ja die ganze Zeit Mariekes Ziel gewesen.

Wer hat dir gesagt, du sollst da eine Appoggiatura machen?, rief sie. Eine Appoggiatura ist eine Längung. Expressiv. Warum solltest du eine Längung auf einem Namen machen, hm? Also, ich meine, natürlich, räumte sie ein, ist es in *manchen* Fällen sinnvoll, einen Namen zu längen, aber DAS IST KEINER DAVON. Hör damit auf. Es gefällt mir nicht.

Oder – du hast doch gesagt, dass du das zu deinem Italienischlehrer mitgenommen hast, oder nicht? Oder hast du das nicht? Also dann, um Himmels willen, nimm es noch mal mit.

Oder – diese Note sollte mit dieser verbunden sein. Nun ja, sie sollten eigentlich alle miteinander verbunden sein, aber eins nach dem anderen.

Oder – dieses Wort ist *wichtig*, Natalie, also mach es wichtig. Es ist ein aktives Wort. Verstehst du, was ich mit einem aktiven Wort meine? Also was? Dann sag nicht, du verstehst es, wenn du es nicht tust. Wir sind hier nicht in der Grundschule.

Natalie gab ihr recht, und Marieke entließ uns alle gähmend, wie eine Katze, die vom Spielen mit einer Maus unerwartet müde wird und sie gehen lässt, ohne sie zu fressen.

Mir blieb noch eine Stunde bis zu meiner Verabredung mit ihm, also ging ich in die Cafeteria. Sophie aus dem Abschlussjahrgang, deren Zweitbesetzung für Manon ich war, saß dort alleine, also setzte ich mich zu ihr.

Oh, du bist noch da, sagte sie. Hast du heute noch eine Probe?

Nein, ich bin gleich noch verabredet.

Oh, ach so. Ich habe ein extra Coaching, sagte sie mit einem Unterton, der stark suggerierte, dies sei eine bessere Art, seine Zeit zu nutzen. Tim hat mich in einem extra

Slot untergebracht. Ich mache *Così* extern, und das Rezitativ bringt mich um. Er ist super, was Rezitative angeht.

Sie neigte ihren Kopf zur Seite und zog mit einer Hand daran. Ich hörte ein Knacken.

Und, wie gefällt dir *Manon*?, fragte sie.

Immer wenn sie sprach, schien sie nach außen hin zu gestikulieren, als wollte ihr jeder zuhören und sie hätte sich damit angefreundet.

Es läuft ganz gut, sagte ich.

Es war das erste Operszenenstudium, seit ich angefangen hatte, und ich hatte keinen eigenen Part bekommen, nur die Zweitbesetzung. Es fiel mir schwer, nicht enttäuscht zu sein.

Du bist doch aber eine Soubrette, oder?, sagte Sophie. Ich meine, das dachte ich jedenfalls? Findest du *Manon* nicht etwas groß für dich? Das ist wirklich keine Hilfe, was sie hier machen. Leuten Rollen geben, die sie in großen Häusern nicht in einer Million Jahren singen würden. Das ist für deinen Lebenslauf so gut wie nutzlos, nicht wahr?

Es ist eigentlich gar nicht zu groß für mich. Ich habe die Arien schon vorher gelernt.

Da, wo du vorher warst?

Ja.

Weißt du, viele der Mädels in meinem Jahrgang fanden es unglaublich, dass du hier aufgenommen wurdest. Als wir die Liste gesehen haben, meine ich, nicht dass du nicht gut wärst, beeilte sie sich zu sagen. So meine ich das natürlich nicht. Aber das, wo du vorher warst, war kaum ein richtiges Konservatorium, oder? Alle haben gesagt, du müsstest außergewöhnlich sein. Bevor du angefangen hast, meine ich.

Äh, danke, sagte ich, obwohl es nicht wirklich ein Kompliment war.

Im letzten Monat am Konservatorium war mir klar geworden, dass es keine Garantie für Erfolg war, meinen Platz bekommen zu haben, wie ich dummerweise geglaubt hatte. Es bedeutete bloß, dass ich nun im Rennen war statt nirgendwo. Wir mussten uns für alles bewerben, sogar intern, und es gab nicht genug Rollen für uns alle. Es war ein einziger Wettkampf, und ich stand nicht auf der Gewinnerseite. Wenn ich in den Unterricht ging und an der Reihe war, zu singen, musste ich mir oft jenen Moment während meines Vorsingens vorstellen, als Angela mir zugelächelt und *Brava* gesagt hatte, denn ich fühlte mich überhaupt nicht wie diese Sängerinnen und Sänger. Sie sprachen eine andere Sprache, redeten von Personen, die ich nicht kannte, Ensembles, von denen ich noch nie gehört hatte, externen Vorsingen, die stattgefunden hatten, ohne dass ich davon mitbekommen hatte.

Sophie hatte das Interesse an mir verloren. Sie wandte sich wieder ihrer Kiefermassage zu.

Die Stimme ist heute nicht besonders glücklich, sagte sie.

Ich sprach von meiner Stimme noch nicht als separate Einheit. Ich machte mir eine Notiz im Kopf, damit anzufangen.

Larynx ist eng, sagte sie.

Sie ließ ihre Zunge aus dem Mund hängen und begann, darauf herumzukauen.